

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 12. August 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 51.

Auf dem Schlachtfelde.

Ich fühl' die Lebensgeister schwinden,
Und dunkel wird's vor meinem Blick—
Wie soll das Herz die Ruhe finden,
Denk' ich der Lieben fern zurück?

Denk' ich an meines Weibes Nummer,
Der ihr durchschneiden wird das Herz,
Soll da die Seele finden Schlummer,
Wenn sie entschwinden himmelwärts?

Daß ich das theure Pfand der Liebe,
Den Knaben, nicht mehr sehen darf,
Den ich geliebt aus Herzensbreite
Schicksal, fürwahr, dein Schwert ist scharf!

Woh! schärfer noch als jene Lanze,
Der ich im Kampfe unterlag,
Als ich im rauhen Arzteeslange
Zu Tode jah zusammenbrach.

Leat meinen Ring in ihre Hände,
Von Thränen und von Küffen feucht,
Sagt ihr, daß ich zurück ihn sende,
Von Schmerz und Heimweh tief ge-
heugt.

Sagt ihr, daß ich in letzter Stunde
Vom Himmel hab' ihr Trost erfleht,
Der letzte Hauch aus meinem Munde
Für Weib und Kind war ein Gebet.

Lilie Kronenberg-von Ende.

Der Bettler.

Berliner Skizze von Paul Schüller.

Eines Tages — es war einer von den heißen, an denen der diesjährige Frühling so reich war — sprach mich in der Thiergartenstraße jemand an und fragte, ob er es noch weit hätte zum Bahnhof Alexanderplatz. Der Mann sah erschöpft aus; die Stiefel waren von einer dicken, weißen Staubschicht bedeckt, wie nach einem mehrstündigen Marsche auf der Landstraße. Er gestand denn auch, daß er den Weg von Potsdam nach Berlin zu Fuß zurückgelegt habe. „Ja, und ge-
essen habe er heute auch noch nichts. Während ich in die Tasche griff und ein Marskrück loder machte, erkundigte ich mich, was er denn auf dem Bahnhof Alexanderplatz wollte. Es stellte sich heraus, daß er nach Frankfurt an der Oder zu reisen gedachte, um daselbst eine Stelle in einem Holztonor anzunehmen.

„Ja, haben Sie denn das Geld zur Reise?“ fragte ich. „Rein: das Geld zur Reise hatte er auch nicht. Ich ließ also die Markt wieder in die Tasche gleiten und holte das Portemonnaie hervor, um einen Thaler herauszu-
suchen. Und ich hatte auch schon das gefuchte Geldstück in der Hand, als er mir auseinanderlegte, daß die Reiset-
kosten etwa fünf Mark betragen; und er würde es mir nie vergessen. Wäh-
rend ich nach weiteren zwei Mark Um-
schau hielt, erzählte er mir, daß er di-
rekt aus Amerika komme, wobei er
durch die Mädenschaften des Herrn
Morgan sein ganzes Vermögen einge-
büßt habe. Zu zartfühlend, um mich
nach den Einzelheiten dieses Unglücks
zu erkundigen, reichte ich dem Bitt-
steller den gewünschten Geldbetrag.
Aber statt ihn zu nehmen, versicherte er
mir thranenden Auges, daß ich der
edelmste Mensch unter der Sonne sei.

„Ach, Herr Doktor,“ sagte er — (to-
misch: mich reden sie immer so an;
wenn ich es doch einmal erleben wollte,
daß sie mich Herr Graf titulieren, oder
wenigstens Herr Baron; aber nein:
ich bringe es nicht über den Doktor
hinaus) — „Ach, Herr Doktor: wer
hätte gedacht, daß es noch solche Men-
schen giebt! Wenn ich jetzt noch fünf
Mark dazu hätte, dann bräuhete ich
überhaupt nicht nach Frankfurt; dann
könnte ich in Berlin bleiben.“

Ich begriff nicht gleich, wieso es
theurer würde, wenn er in Berlin
blieb und die Reise nicht machte. Aber
er klärte mich sofort darüber auf. Er
konnte nämlich auch in einem hiesigen
Kontor Anstellung finden — er nannte
mir sogar die Gegend —; aber da
müßte er schon eine Kaution stellen
von fünf Mark. „Und die anderen
fünf Mark?“ fragte ich, ohne zu be-
denken, daß ihn mein Mißtrauen
kränken mußte. Zum Glück nahm er
mir's nicht übel. Er lächelte nur, wie
man über einen Menschen lächelt, der
von den natürlichsten Dingen keine
Ahnung hat. „Man muß doch auch
wohnen,“ sagte er. „Richtig: das hatte
ich vergessen.“ Die Leute sind hier so
tomisch,“ fuhr er fort. „Alle wollen
sie vorher bezahlt haben. Und wenn
ich nicht fünf Mark anzahle, dann
läßt man mich gar nicht erst an-
sieh'n.“

„Natürlich,“ sagte ich und ließ die
fünf Mark wieder in's Portemonnaie
gleiten, um mich nach einem Zehnmark-
stück umzusehen. Denn ich sah ein,
daß ich ihm eine Genugthuung schul-
dig war. Und schon hatte ich es in
der Hand, als mir noch rechtzeitig ein-
fiel, daß dem Manne, wenn er fünf
Mark Riese anzahlen mußte, ja
nichts zum Essen übrig blieb. Als ob
er meine Gedanken erriethe, sagte er:
„Es wird keinen guten Eindruck ma-
chen, wenn ich meine Stellung antrete,
ohne etwas gegessen zu haben. Mit
hungrigem Magen arbeiten müß-
sen.“ Mir schauderte bei dieser
Vorstellung. Wenn man arbeiten soll,
dann muß man auch zu essen haben.
Wir einigten uns schließlich Alles in
Allem auf fünfzehn Mark. Die Thra-
nen rannen ihm aus den treuerzigen
Augen, während er mir auseinander-
legte, daß er nur den einen Anzug be-
saße und daß seine Garderobe drin-
gend der Ergänzung bedürfe.

Glücklicher Weise gelang es mir,
ihm die fünfzehn Mark in die Hand
zu drücken, bevor er noch sein neues
Anliegen in die Zahlsprache über-
setzen konnte. Er war sichtlich gerührt
und ließ sich meine Adresse aufschrei-
ben, um mir das Geld zurückzahlen zu
können. Er sei zwar arm, aber
ehrlieh und zu stolz, um sich etwas
schenken zu lassen. Ja, und bevor ein
Monat in's Land gegangen sei, würde
ich die fünfzehn Mark — das schwöre
er mir bei Allem, was mir heilig sei
— auf Heller und Pfennig wieder ha-
ben. Dann zog er ab, nicht ohne mir
nach deutscher Männerart die Hand zu
schütteln.

Ich war sehr stolz auf mich. Ich
fand mich groß; ich kam mir edel vor.
Und ich konnte nicht umhin, als ich
kurze Zeit darauf meinen Freund, den
Amtsrichter, besuchte, mit meinem Er-
lebnisse zu renommieren. Denn er be-
schäftigte sich viel mit philanthropi-
schen Dingen und mußte also für je-
nen Vorfall ein freudiges Verständ-
nis haben. „Aber ich täusche mich,
Mein Bericht machte nicht den gering-
sten Eindruck auf ihn. „Wie konnten
Sie nur?“ sagte er topfschüttelnd.
„Sie sind doch ein erwachsener
Mensch. „Was soll das heißen?“ rief
ich wütend. So schämt ein Tenor,
wenn er Applaus erwartet und keine
Hand sich rühren will. „Das soll hei-
ßen,“ antwortete er, „daß Sie einem
Schwindsünder zum Opfer gefallen sind.“
„Derartiges kann mir überhaupt nicht
passiren,“ erwiderte ich; „ich kenne
meine Pappenheimer. Für den Mann
lege ich meine Hand in's Feuer.“
„Lassen Sie das lieber bleiben,“ rief
er. „Wir werden ja sehen,“ meinte
ich; „binnen einem Monat habe ich
mein Geld wieder.“ „Oder auch
nicht,“ antwortete er. „Sie sind doch
noch ein leidlich vernünftiger Mensch.
Was soll man da von den Anderen er-
warten? Da wollen Sie nun mal et-
was Gutes thun und verschwenden die
edle Regung an irgend einen Unwür-
digen, der Ihnen in den Weg läuft.“
„Woher wollen Sie denn wissen,“
grölte ich, „daß es ein Unwürdiger
war?“ „Mein Gott, die Nummer
kennt man doch,“ versetzte der Amts-
richter; „aber so seid Ihr nun einmal.
Ihr glaubt, wenn Ihr Geld gebt,
dann seid Ihr wohlthätig gewesen.
Ob es aber an die richtige Adresse
kommt, danach fragt Ihr weiter nicht.“
„Nun, man bettelt doch nicht zu sei-
nem Vergnügen,“ warf ich ein. „Ge-
wisß bettelt man zu seinem Vergnügen.“
Die Zahl derer, die ohne Noth
den wirklich Hilfsbedürftigen das
Geld wegnehmen, ist Legion. Millio-
nen sind schon verloren gegangen, nur
weil die Leute, die gerne wohlthun
wollen, oft so entsetzlich hilflos sind.“

„Ja, was verlangen Sie denn?“
rief ich ärgerlich; „man kann sich doch
nicht immer erst erkundigen, ehe man
giebt!“ „Warum denn nicht? Natür-
lich kann man sich erkundigen. Man
muß sich sogar erkundigen, wenn man
nicht sein Geld an einen Unwürdigen
verschenden will.“ „Und inzwischen
verhungert mir der Mann.“ „Ach, es
beruhigt sich nicht so leicht. Oder ist
es Ihnen etwa unbekannt, daß die zu-
ständigen Armetommissionen verpflich-
tet sind, im Nothfalle eine sofortige
Unterstützung zu gewähren? Wer nicht
verhungern will, der braucht nicht zu
verhungern. Ja, mein Freund: Wohl-
thun will gelernt sein. Die sogenann-
ten Wohlthäter sind oft nichts weiter
als blutige Dilettanten, die durch ihr
wahl- und prüfungsloses Geben mehr
Schaden stiften als Nutzen. Sozusagen
Wohlfahrtsstümper.“

„Wollen Sie vielleicht behaupten,“
sprach ich beleidigt, „daß ich ein sol-
cher Stümper bin? Nein, mein Bester,
ich kenne die Menschen. Das habe ich
im Blick, ob einer ein Schwindsünder ist
oder ein anständiger Kerl.“

„Nun, da gratulire ich,“ erwiderte
der Amtsrichter; „und vergessen Sie ja
nicht, mir Mittelung zu machen, so-
bald Sie die fünfzehn Mark zurück-
halten haben.“

Es verging ein Monat; es vergin-
gen zwei Monate. Mein Mann ließ
nichts von sich hören. Ich vernied es,
dem Amtsrichter zu begegnen; und als
ich ihn einmal traf machte ich einen
großen Bogen. Eines Tages — die
Sonne stach und der Asphalt glühte
— sprach mich in der Thiergarten-
straße jemand an und fragte, ob es
noch weit wäre zum Bahnhof Alexan-
derplatz. Das mußte ich doch schon
einmal gehört haben. Ich sah mir
meinen Mann an. War das nicht —?
Richtig, er war's. Genau so erschöpft
wie damals, und die Stiefel mit einer
dicken Staubschicht bedeckt.

„Mensch!“ rief ich, „wo bekommen
Sie nur den vielen Staub her? Sie
müssen ja ein ganzes Lager von Mehl-
säcken haben.“

„Ich bin heute schon ein Ende ge-
gangen,“ versetzte er; „ich komme schon
von Potsdam.“

„Ich weiß,“ sagte ich. „Und ich
weiß auch, wo Sie hin wollen. Sie
wollen nach Frankfurt an der Oder.
Und das kostet mich dann fünf Mark.
Wenn Sie aber nicht reisen, sondern
in Berlin bleiben, dann kostet es mich
das Doppelte.“

Er sah mich an und stugte. „Ent-
schuldigen Sie,“ rief er, „ich hätte Sie
doch wahrhaftig nicht wiedererkannt.
Rein, so etwas.“

Ich dachte, er würde in Verlegen-
heit, in Bestürzung gerathen. Keine
Spur. Mit der heitersten Miene ver-
sicherte er mir, wie sehr es ihn freute,
mich wiederzusehen. Ich beschloß, ihm
in's Gewissen zu reden.

„Schämen sollten Sie sich —“

„Nicht wahr?“ sprach er lebhaft; „es
ist auch eine Schande. Warum habe
ich Sie auch nicht gleich erkannt? Ja,
lieber Herr, man wird alt. Das Ge-
dächtniß: Sie glauben nicht, wie wich-
tig das ist für Unfernein. Wenn ich
Ihr Gedächtniß hätte, ich könnte ganz
andere Geschäfte machen. Ich weiß
auch gar nicht, wie das werden soll
mit mir. Ich vergesse immer, was ich
den Leuten erzähle, und — ob Sie
mir's nun glauben oder nicht — in
den paar Wochen ist es nun schon das
dritte Mal — also mein Wort darauf
— es ist das dritte Mal, daß ich den-
selben Menschen zweimal angesprochen
habe.“

Der König des Humbugs.

Dieser Tage waren hundert Jahre
verfloßen, seit Phineas Taylor
Barnum das Licht der Welt er-
blidete. Er wurde am 5. Juli 1810 zu
Bethel, Conn., geboren und starb am
7. April 1891 im gleichen Staate.
Koch heute ist in Meiners Konver-
sationsexikon zu lesen: Amerikanischer
Spekulant und König des Humbugs.
Diese Anschauung ist sicherlich einsei-
tig. Freilich seine ersten Verluste auf
dem Gebiete der Schaustellungen, die
angeblich 161 Jahre alte Amme von
Washington, Joice Heth, das Fee Gee
Weerweibchen, das wolhaarige Pferd
und die berühmte Hobotener Bisfel-
jagd, das waren harte Stücke, die die
schärfste Kritik herausforderten. In-
dessen darf man annehmen, daß hin-
sichtlich der alten Regerin Barnum
selbst durch gefälschte Geburtscheine
getäuscht wurde, daß das wollige Pferd
aus Ohio wirklich ein merkwürdiges
Spiel der Natur war und daß er das
Weerweibchen, vermuthlich ein japa-
nisches Fabrikat, sich als Kuriosität auf-
schwangen ließ. Für die Hobotener
Bisfeljagd — eine Herde junger Stie-
re, die träge umherlag und nur
durch das Hohnschreien der vieltau-
sendköpfigen Zuschauermenge einiger-
maßen in Trab kamen, so daß der
Indianer hoch zu Ross ein paar mal
den Lasso schwingen konnte — be-
langte sich Barnum schließlich öffentlich
als Urheber, mit dem Erfolge, daß die
Menge nach seinem American Mu-
seum (am Broadway und Ann-Str.
in New York) gezogen und in der Nacht
vom 3. März 1888 durch Feuer zer-
stört) strömte, um dort nicht sowohl die
Kuriositäten, als den großen Hum-
bugger selbst zu sehen. Das war der
Zweck der Uebung, darin bestand, wie
man heutzutage sagt, sein System.
Barnum wollte von sich reden machen,
nicht bloß von sich selbst, sondern von
allem, woran er die Hand legte und
was mit ihm zusammenhing. Er war

das Urbild des Phegagenten, der ge-
schickteste zugleich, der jemals dieses
Feld bearbeitet hat, trotz aller Nachfol-
ger und Nachahmer, die es heute dar-
auf anlegen und verstehen, Gratis-Re-
klamen unter dem Deckmantel sensa-
tioneller Ereignisse in die Zeitungen
zu schmuggeln.

Anfänglich bediente sich Barnum
seiner eigenen Zeitung, Herald of Free-
dom, die er, erst 19 Jahre alt, eigens
zu diesem Zwecke gründete. Bald
hätte er sie nicht mehr nötig, die ge-
samte Presse war ihm zu Gefallen,
willig und unbedacht, ebenso willig
und unbedacht wie Präsidenten und
Staatsmänner, Gelehrte und Dichter,
Könige und — Kinder. Den Kindern
übrigens war er ein wahrer und opfer-
williger Freund. Er hat selbst in eini-
gen seiner Bücher geschrieben: In
England lasse ich auf den Anschlag-
zetteln unter mein Bild meinen Na-
men setzen; in Amerika, wo mich jeder-
mann erkennt, steht einfach darunter:
Der Freund der Kinder. Viele rüh-
rende Geschichten werden erzählt von
seinem unermüdbaren Eifer, Kinder
glücklich zu machen. Hier nur ein Bei-
spiel: Am Abend vor der Eröffnung
der großen Zirkusvorstellungen im
Madison Square Garden wurde jedes
Mal eine große Parade der Menagerie
und Manege, der Orientalen und
Krenakinsler durch belebte und dicht-
besetzte Straßen veranstaltet und die
Marschroute Wochen vorher durch
die Zeitungen bekannt gemacht. Kurz
vor einem dieser großen Ereignisse war
ein Junge armer Eltern irgendwo an
Grand oder Broome Straße von ei-
nem Unfall betroffen oder krank ge-
worden. Als er erfuhr, daß er zur
Zeit von Barnums Parade noch nicht
ausgehen dürfe, wurde er sehr betrübt.
Er überlegte hin und her und faßte
schließlich den fähigen Entschluß, an
Barnum zu schreiben, ihm seine miß-
liche Lage mitzutheilen und ihn zu bit-
ten, die Marschroute der Parade so zu
ändern, daß sie an seinem Hause vor-
überläufe. Prompt erhielt der kleine
Kerl eine Antwort mit der Zusage,
daß die erbetene Veränderung vorgenom-
men werden solle. Und so geschah es.

Ein andermal, als Barnum mit
seiner Gattin auf Waldemere eine
Ausfahrt zu unternehmen im Begriff
war, entschuldigte er sich im letzten
Augenblick: er habe noch einen wichti-
gen Gang zu machen, sie möchten nur
ein wenig warten. Barnum besorgte sich
schnell einen Blumen-
strauß und trug ihn zu einem kleinen
Mädchen in der Stadt, das schwer er-
krankt war.

Waldemere war der dritte und letzte
von Barnums herrlichen Wohnsitzen
in Bridgeport. Der erste, Trinitan,
wurde durch Brand zerstört. Das
gleiche Schicksal widerfuhr dem näch-
sten, Lindencrest, so genannt von
Barbard Taylor, der ihm auch den
schönen Willkommengruß an Amerika
für Jenny Lind gedichtet hatte. Lin-
dencrest war ein weißläufiger Grund-
besitz, der nach dem Brande der Villa
von Elias Howe, dem Nähmaschinen-
Erbauer, erworben wurde.

Nicht nur einflussreiche Persönlich-
keiten, sondern auch alle denkbaren Ge-
legenheiten wußte Barnum sich und
seiner Unternehmungen dienlich zu
machen. Vom Präsidenten Andreas
Johnson, der sich auf direkte Anfrage
schlehtin geweiht hatte, erlangte er
auf diplomatischen Umwegen eine ei-
genhändige Anerkennung und Autori-
sierung seines Museums als eine Art
öffentliches und verdienstliches In-
stitut. Für seine eigene Lebensgeschichte
wußte er eine Notiz sogar in die eng-
lischen Geschichtsbücher zu lancieren.
Er hatte in London einen Zivilprozeß
zu bestehen. Im Kreuzverhör wurde
er nach Zahlen und Daten ausgefragt.
„Entschuldigen Sie einen Augenblick,“
rief Barnum, „bis ich in einem aus-
gezeichneten Buch nachgesehen habe, das
ich bei mir führe und stets zu Rate
ziehe, wenn es sich um Statistiken und
Daten handelt. Das Buch heißt: „Das
Leben P. T. Barnums, von ihm
selbst geschrieben.“

Als das erste atlantische Kabel
nahezu fertig gelegt war, befand sich
Barnum gerade in Liverpool. Er bot
der Kompanie die Summe von ein-
taufend Pfund Sterling (\$5000) für
das Vorrecht an, die ersten zwanzig
Worte über das neue Kabel nach sei-
nem New Yorker Museum zu telegra-
phieren. Natürlich mußte er zurück-
stehen weil es bereits verabredet war,
daß die erste Meldung und Rückant-
wort zwischen der Königin Viktoria
und dem Präsidenten Buchanan aus-
getauscht werden sollten. Meine De-
pesche,“ schreibt Barnum in einem sei-
ner Bücher, „hätte an und für sich sei-
nen besonderen Werth gehabt, aber
wenn ich die Notiz hätte erlangt hätte,
die ersten Worte über das Kabel ge-
schickt zu haben, so wäre die Depesche
anstatt \$5000 für mich eine Million
werth gewesen.“

Seine Greatest Show on Earth
brachte Barnum im Winter 1889—
90 nach London, wo er in der riesigen
Olympia drei Monate lang Vorstel-
lungen gab. Nachdem das Kronprin-
zenpaar eine derselben besucht hatte,
berichteten die Zeitungen am nächsten
Tag, der Prinz von Wales (der jüngste
verlebene König Edward) habe Bar-
num als alten Bekannten begrüßt,
dessen American Museum er bei sei-
nem Besuche in New York sich ange-
sehen habe. Einige Wochen später er-
schien die Prinzessin von Wales (jetzt
Königin-Witwe Alexandra) mit den
Prinzessinnen und dem Prinzen
George (jetzig König von England)
in dem Zirkus. Barnum empfing die
Herrschaften am Privat Eingang und
dankte ihrer Königl. Hoheit für die
Ehre eines zweiten Besuches. Die
Prinzessin flüster ihm mit schallhaft
vorgehaltener Hand, als wenn es
niemand hören sollte, ins Ohr: „Ich
bin ja schon dreimal vorher hier ge-
wesen.“ Natürlich wußte das am näch-
sten Tage ganz London, und wer von
hohen und niederen Adel und allen
Leuten, die was auf sich halten, noch
nicht in der Olympia gewesen war, be-
eilte sich, dem Beispiel der Königl.
Familie schleunigst und wiederholt
zu folgen.

Seinen europäischen Ruf begrün-
dete Barnum durch die Ausstellung
des Joverges General Tom Thumb
(auf dem Kontinent Tom Pouce ge-
nannt), den er an allen europäischen
Höfen herumgeschleppte. Der Däum-
ling (Charles S. Stratton) hieß das
Kerlchen) und sein Vormund Bar-
num wurden durch eine Audienz bei
der Königin Viktoria, die ihnen der
amerikanische Gesandte verschafft
hatte, hoffähig. Es folgten Einladun-
gen zum Empfang in allen vornehmen
und vornehmsten Häusern, wo jedo-
mal beim Abschied dem Vormund eine
gespülte Börse in die Hand gedrückt
wurde.

Barnums größter Triumph und er-
giebigster Erfolg aber war das Enga-
gement und die amerikanische Tournee
von Jenny Lind. Am Abend des 11.
September 1850 fand im Castle Gar-
den das erste Konzert statt, bei dem
die gefeierte Sängerin ihr reichhalti-
ges Programm mit dem eigens für
diese Gelegenheit von Barbard Taylor
gedichteten und von Julius Benedict
komponierten Willkommen an Amerika
zum Abschluß brachte. Der Pianist
Richard Hoffmann, der gegenwärtig
bei Scribners seine Memoiren veröf-
fentlicht, spielte in diesem Konzert mit
Benedict ein Duett für zwei Pianos
von Thalberg. Der Eintrittspreis
war drei Dollars, aber die Sperrsitze
wurden vorher versteigert. Ein Hut-
macher namens John A. Gennin er-
wand das erste Billet für \$225. Da-
für hatte er das Vergnügen, die ersten
Jenny Lind-Sitze auf den Markt zu
bringen. Von diesem Augenblick war
sein Gebrauchsartikel mehr hochge-
wertet, der nicht die Jenny Lind-Marke
trug. Die Einnahmen des ersten
Konzertes betragen \$17,864. Jenny
Lind war für \$1000 per Abend enga-
giert, aber Barnum überließ den Kon-
trakt freiwillig so, daß sie außerdem
und außer Deduktion aller ihrer Kosten
einen gewissen Prozentsatz der Ein-
nahmen erhielt. Sie sang unter
Barnums Leitung in 95 Konzerten
und bezog dafür \$176,675. Bar-
nums Brutto-Einnahmen in diesen
95 Konzerten beliefen sich auf \$712-
167.34 die Gents ergaben sich durch
Umtausch des in Ruba eingenommenen
Geldes gegen amerikanisches).

Hätte Barnum bloß als Spekulant
und größter Humbug gegolten, so
wäre er nicht viermal zum Mitglied
der Legislatur von Connecticut und
zum Mayor von Bridgeport gewählt
worden. Barnum war der Schöpfer
des Schaustellungsgewerbes auf afro-
ntischem Fuße, ein großartiges Genie.
Sein außerordentlicher Schaffens-
drang machte ihn zu einem der ty-
pischsten und hervorragendsten Man-
nes. Von Jenny Lind bis zu Jum-
bo entging ihm keine Gelegenheit für
eine öffentliche Sensation. Sein
Name ist jetzt sprichwörtlich und wird
sprichwörtlich bleiben.

Deutsch.

A.: Werden Sie bei der einsamen
Lage Ihrer Villa nicht sehr von Bett-
lern und Landstreichern belästigt?
B.: Früher, ja, aber seit ich am
Eingang ein Plakat habe anbringen
lassen, so gut wie gar nicht mehr!
A.: So? Was steht denn auf dem
Plakat?
B.: „Da steht: Sämtliche Bewoh-
ner dieser Villa sind Vegetarier, nur
die Budogae nicht!“

Robert Koch's Sumor.

Robert Koch, der unlängst verstor-
bene große „Bazillentöchter“ oder, wie
er auch genannt wurde, „Bazillen-
vater“, verfügte neben dem großen wis-
senchaftlichen Ernst, mit dem er sich
seiner gewaltigen Lebensaufgabe wid-
mete, auch über eine gute Dosis Hu-
mor. Wie uns geschrieben wird, ver-
stand er es nicht nur, eine Gesellschaft
glänzend zu unterhalten, sondern sein
Humor verräth auch eine gute Men-
schenkenntniß. So verstand er es ein-
mal vorzüglich, sich durch einen guten
Witz eine lästige Menschenmenge, die
vor seinem Hotel zusammengekommen
war, um den berühmten Mann zu se-
hen, vom Halbe zu schaffen. Koch war
gerade mit dem Ordnen seiner wissen-
schaftlichen Ergebnisse beschäftigt und
brauchte Ruhe. Er konnte aber seine
Gedanken nicht konzentriren, da die
lautsprechende Menschenmenge ihn
beim Arbeiten störte. Er bat den Kel-
ner des Hotels, die Leute auf irgend
eine Weise zu bewegen, sich von dem
Hotel zu entfernen. Aber die Be-
mühungen des Hotelwirts und des
Kellners waren vergebens. Da kam
Robert Koch auf einen guten Gedan-
ken. „Lassen Sie doch unten“, so bat
er den Wirth, „für einen wohlthätigen
Ruck oder für arme Kranke eine
Sammlung veranstalten. Das wird
helfen.“ Sofort ging der Kellner mit
einer Sammelbüchse auf die Straße
und bat die Menge, für arme Kranke
etwas in die Büchse zu thun. Die
Geldsammlung sollte dann dem be-
rühmten Professor zu wohlthätigen
Zwecken übergeben werden. Dieses
Mittel half vorzüglich. Alle Leute,
an die sich der Kellner wandte, traten
schleunigst den Rückzug an, um nichts
oben zu mühen. In weniger als 5
Minuten war der ganze Platz von
Menschen frei und ... Koch konnte
arbeiten. Noch später erzählte der be-
rühmte Gelehrte gern, daß damals
nur ein einziger Mensch ein ganzes
Künnfennistück für den wohlthätigen
Zweck gestiftet habe.

Feuer im Münchener Elektrizitätswerk.

Wie bereits kurz gemeldet, kam in
München in dem an der Isar hinter
dem städtischen Volkshaus gelegenen
großen städtischen Elektrizitätswerk
durch Kurzschluß im Maschinenhaus
Feuer aus, das an den Umwicklungen
der Dynamos, den Dichtungen und
Kabelverbindungen sich schnell verbrei-
tete und innerhalb 2 Stunden das
ganze Werk mit dem Dachstuhl bis
auf die Mauern ausbrannte. Die
großen Dynamos und Kabelleitungen
wurden zerstört, so daß vom Tram-
bahnbetrieb 10—25 Linien bis Nach-
mittags betriebsunfähig waren, von
denen nur die Hälfte aus anderen
Werken mit Strom gespeist werden
konnten, während die anderen Linien
ihre Fahrten bis auf die Hälfte her-
absehen mußten. Der Brandschaden
wird auf eine Million geschätzt, da die
großen Maschinen und Apparate
wahrscheinlich ganz unbrauchbar ge-
worden sind. Die Wiederherstellung
des Wertes dürfte Monate erfordern.

Ein merkwürdiger Fehler.

ist in der Inschrift auf dem Sarge
König Eduards enthalten. Es steht
nämlich da zu lesen, daß der König in
dem neunten Jahre seiner Regierung
gestorben sei. König Eduard aber kam
am 22. Januar 1901 auf den Thron,
so daß er bereits das zehnte Jahr sei-
ner Regierung angetreten hatte. Man
wird vielleicht jetzt zur Entschuldigung
anführen, daß die Regierung eines
Herrschers erst von seiner Krönung an
gerechnet werden könne, aber das ist
ein Prinzip, von dessen Anerkennung
heute keine Rede mehr sein kann, es
ist vielmehr selbstverständlich, daß die
Regierung des neuen Herrschers von
dem Tage der Proklamation an be-
ginnt, die bekanntlich sofort nach dem
Tode des vorhergehenden Monarchen
geschieht. Es handelt sich natürlich
wieder einmal um ein Versehen von
der Art, wie sie so häufig vorkommen.
Als zum Beispiel das Denkmal des
Herzogs von Cambridge vor einiaß
Jahren in Whitehall enthüllt wurde,
entdeckte der soeben verlebene König
selbst, daß das Geburtsjahr des Her-
zogs falsch angegeben worden war,
und die Inschrift mußte nachher ge-
ändert werden.

Luftstein.

„Haben Sie schon von dem fabel-
haften Record unseres neuesten Aero-
plans gehört?“
„Ne, da bin ich aber wirklich ge-
spannt.“
„Na, wissen Sie, der flog ja so
hoch, daß er in die Milchstraße kam,
und denken Sie sich, da fingen die
Propeller an zu buttern!“